

Umkehr und Erziehung im Spiegelbild der Täufer- und Mennonitengeschichte

Walter Sawatsky¹

Text: „Denn das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist's eine Gotteskraft“. 1 Kor 1:18 (vgl. 2 Kor. 1,8-11; 2 Kor 12, 9-10)

'Je jeleeda je vekieda', so geht das plattdeutsche Sprichwort. Wenn ich an Texte aus Korinther denke, dann muss ich mich schon wieder an einen Prediger in Saskatchewan erinnern. Ich war vielleicht 19, ein Schüler in der Bibelschule und war eingeladen, die Predigt zu halten. Als der Prediger mich vorstellte, las er zuerst aus 1. Kor. 1 :20: „Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht?“ Wenn das einen jungen allzu selbstsicheren Bibelschüler nicht verunsicherte, dann ganz sicher, als er gleich danach fortsetzte „durch törichte Predigt zu retten“. War es Warnung für mich, oder versuchte er sich im voraus zu entschuldigen, dass ich vielleicht Dummheiten vortragen würde?

Es ist bekannt, dass die Täufer eine scharfe Reaktion gegen den gelehrten Klerus hegten. Auf der einen Seite waren die Priester nicht ausreichend geschult, meinten sie, aber auf der anderen Seite setzen die Täufer sich bald ab von den Großreformatoren, weil Luther, Melancthon und Calvin zu viel Gewicht auf die Magister oder Theologen legten. Zwar waren ja die ersten Schweizer Täufer Anhänger von Zwinglis gelehrtem Kreis, aber bald danach gab es kaum noch Ge-

¹ Walter Sawatsky, Prof. für Kirchengeschichte und Mission am AMBS in Elkhart, hielt diesen Vortrag 1995 bei einer Tagung im CEMTA. Er wird hier mit Zustimmung des Autors wiedergegeben.

lehrte unter den Täufern, und die Intellektuellen haben es bis heute schwer, Anerkennung zu gewinnen.

Unser Text ist oft von Mennoniten mit Vorliebe zitiert worden, aber nicht unbedingt im richtigen Sinn. In den Korintherbriefen sieht man immer wieder, wie durch Christus Dinge auf den Kopf gestellt werden. Wenn Paulus sagt: „das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen die verloren werden, uns aber die wir selig werden, ist's eine Gotteskraft“, dann will er damit hervorheben, dass es zwei ganz unterschiedliche Denkweisen gibt. Paulus war selbst ein hochgelehrter Mann. Er setze sein Wissen, besonders das theologische, immer wieder in seinen Schriften an die Gemeinden ein. So dienen auch bis heute der Römerbrief und die Briefe an die Korinther als die Hauptquellen unserer Theologie. Trotzdem erlernte Paulus die Wahrheit der Worte aus unserem Text. Uns ganz auf Gott zu verlassen, ist eine Einstellung, die immer wieder ins Abseits zu verschwinden droht. Entweder geben wir uns zufrieden damit, viel zu lesen, zu analysieren, ein wissenschaftliches Fundament für unser Handeln zu erzielen, oder wir tun so als ob all unser Denken und Predigtvorbereiten nichts taugt, und glauben, dass Gott die Worte dem Prediger schon auf die Zunge legen wird, wenn er erst auf der Kanzel steht. Und Sie wissen ja, wie oft diese letztere Art des Predigens zu einer immer gleich klingenden Predigt über des Redners Lieblingsthemen wurde. Bei Paulus stand das viele Wissen und das Bewusstsein seiner Schwächen in einem gespannten Verhältnis.

In dem, was wir uns bei dieser Betrachtung vor Augen führen wollen, setze ich voraus, dass Erziehung (Wissensbildung und Wesensformung) immer dann nur den Segen bekommt, wenn alles, was gedacht und erstrebt wird, durch die Führung und eingreifende Macht des Heiligen Geistes geschieht. Wir versuchen schon, mit Strategie oder Kunst den Zuhörer zu bewegen, aber wenn der nicht offen ist für das Wort, hört oder lernt er auch nichts. Vielmehr erkennen wir in bedrängten Umständen, wie schwach wir sind, und unsere Not bringt uns auf die Knie. In diesem Vortrag werden Sie merken, so hoffe ich, dass ich immer wieder an Glaubensgeschwister erinnern muss, die aus der Schwachheit ihres Lebens ein ganzes Volk zur Umkehr brachten. Es war eine Überraschung der Sanftmütigen, als es schien, sie würden die Erde besitzen.

1. EINE UMKEHRBEWEGUNG DER NEUENTDECKUNGEN

Erlauben Sie mir, die Täuferanfänge als eine Umkehrbewegung der Neuentdeckungen zu beschreiben. Die Vielseitigkeit der Täufer ist in den letzten dreißig Jahren reichlich betont worden. Hier können wir nur einige Gemeinsamkeiten nennen, die besonders zu unserem Thema passen. Vor einigen Jahren nannte Heinold Fast schon den wichtigen Einfluss von Thomas Müntzer, Andreas von Karlstadt oder auch Erasmus auf die ersten Täufer. Aber vor allem waren die Schweizer Brüder Zwinglianer. Grebel und Manz zum Beispiel hatten das Reformprogramm Zwinglis befürwortet, als sie noch seine Schüler waren. Es ging zuerst um eine Umgestaltung des Gottesdienstes auf festerem biblischem Fundament, auch darum, das Abendmahl als nur eine Gedenkfeier umzugestalten. Erst nachdem der Zürcher Rat sich zu konservativ und vorsichtig erwies, fingen Grebel und Kollegen an, weiteres in der Bibel zu entdecken. Wie Fast meint, trennten sich die Wege zwischen Zwingli und den Täufern, indem Zwingli bei der Hoffnung blieb, Kirche und christlicher Staat seien identisch. Seine Schüler aber erlebten Enttäuschungen und „aus dieser Erfahrung entwickelte sich die Vorstellung von der Kirche als einem Gegenüber der weltlichen Obrigkeit, das selbständig handelt und deshalb Minderheit bleibt.“ Demnach verstand Zwingli Kreuz und Leiden mehr individualistisch, wogegen die Täufer es mehr als leidende Kirche verstanden. Fast hat die daraus folgenden Erkenntnisse so zusammengefasst: „Die Unterscheidung von Kirche Christi und Welt war die Voraussetzung für die Forderung der Täufer nach Glaubensfreiheit, für ihre Missionstätigkeit, für ihren Mut zur Kirchengründung, für ihre Freiheit zur Eidesverweigerung.“

Damit wir uns nicht zu schnell in der Vielfalt verlieren, möchte ich darauf aufmerksam machen, dass sich die Täuferbewegung im Kontext des Humanismus entwickelte, und zwar viel mehr, als das bei Luther der Fall war, der mehr auf die Reform der Dogmen und der Theologie ausgerichtet war. Dieses hatten die Schweizer Geschwister und die niederländischen Täufer gemeinsam. Dies könnte wichtig sein, wenn wir uns vor Augen halten, wie die gesamte Entwicklung des humanistischen Denkens weiterging, weil es sich mehr auf eine integrierte Ideenwelt bezog, indem es den Menschen zu verstehen versuchte. Dabei kamen solche Fragen auf wie: Wie sehr hat die Sünde den Menschen unfähig gemacht, am Heilsplan teilzunehmen? In den nächsten Jahrhunderten tauchte in den Niederlanden immer wieder die Frage auf, inwieweit sie wie die Arminianer gleich dachten oder ob es eine Neigung zu strengerer Reformtheologie geben sollte. In

diesem Zusammenhang war die Frage der Ethik, d.h. des Verhaltens des neuen Menschen, für beide, die Mennoniten und die holländischen Reformierten wichtig. Interessant ist hier auch die baldige Neigung gegen das Wissenschaftliche, wahrscheinlich mehr aus dem Grund, dass die verfolgten Täufer halt nicht mehr in den höheren Schulen aufgenommen wurden.

Bei den Täufern der Niederlande (will man da mit ersten Anzeichen in den zwanziger Jahren oder erst ab 1530 oder auch erst mit Menno beginnen) gibt es eine noch stärkere Betonung der Ethik. Wenn auch die Meinungen oder die Theologie recht differenziert waren, so entwickelte sich schnell das Bewusstsein, eine Bruderschaft zu sein. Wie Sjouke Voolstra und andere jetzt betonen, ging es in den Anfängen besonders darum, eine wahre Gemeinde ohne Flecken und Runzeln zu sein. Wenn auch die Machtergreifung in Münster gleich abgelehnt wurde, bestimmte trotzdem die Naherwartung des Kommens Christi ein apokalyptisches Denken, und ihren Trieb zur Aktivität.

Die Entwicklung in den nächsten Generationen hat man als eine „Konfessionalisierung“ der Mennoniten bezeichnet. Es war nicht ganz so sehr ein Sichbeziehen auf ihre Konfessionen, wie es die Lutheraner und Calvinisten machten und wozu es neulich mennonitische Neigungen gibt, vielmehr war es der Übergang von einer Bewegung zu einer Gemeinde, die ihre Lehre kurz fassen musste. Sie hielten sich weiter an das biblische Muster, aber bei der Missionstätigkeit zum Beispiel gab es ein Nachlassen und es schien, als ob die Gemeinde jetzt zum Selbstzweck und Ziel wurde. Auch bei den Wanderungen der Mennoniten, so Heinold Fast, ging es bald mehr „um das Beibehalten ihrer Eigenarten, wobei sie bereitwillig große Opfer auf sich nahmen, in fremden Ländern kulturelle Pioniertaten vollbrachten, aber doch nur eine Familienkirche waren.“ Die „Mennonitenkrankheit“ des Sichabspaltens hatte meistens mit Fragen der Kirchen- und Lebensordnungen zu tun, indem wieder eine Gruppe die andere im Kampf, eine reine Gemeinde zu sein, übertrumpfen wollte. So war es ursprünglich nicht gemeint und deshalb ist ein Rückbesinnen auf die Worte der ersten Täufer immer wieder eine Ermahnung, Zeugnis und Kreuz um Christi willen auf sich zu nehmen, statt sich nur als um das Mennonitsein zu kümmern.

2 ERZIEHUNGSTHEMEN UND -METHODEN VOR DIESEM JAHRHUNDERT

Wenn wir von einer Bewegung ausgehen, so muss immer wieder als nächstes die Phase der Erziehung eintreten.

Eine freie Bewegung zu bleiben ist auf die Dauer nicht möglich. Es müssen Einrichtungen geschaffen werden, die eine Kontinuität gewährleisten, und gemäß der Tradition aufgebaut werden. Ein Suchen nach dem richtigen Weg der Erziehung wurde unter den Mennoniten erst deutlicher, als die allgemeine Wissenschaft sich mehr um das Pädagogische kümmerte. Man denkt dabei zunächst an Jan Amos Comenius, einen Hussitenführer, und an seine Betonung der Person sowie der menschlichen Fähigkeit zu lernen. Das passte zu dem humanistischen Kontext der Täufer; auch die Idee, dass das Ebenbild Gottes nicht völlig zerstört war durch die Sünde, und dass darauf aufzubauen sei.

Hier genügt es, in sehr verkürzter Weise auf einige Hauptthemen der Erziehung hinzuweisen. Erstmals stellt man fest, dass die Reformation allgemein einen starken Impuls in Richtung Demokratie forderte. Damit meine ich eine Abwendung von der älteren Idee des von Gott eingesetzten Richters, der das Irdische im Namen Gottes verwalten sollte, und daher das Volk sich ein- und unterzuordnen habe. Der Kampf der Konfessionen führte dazu, dass kleine und größere Fürsten diese von Gott eingesetzte Herrschermacht übernahmen. Daraus erwuchs dann der Kampf zwischen lutherischen und kalvinistischen Kirchenführern und den Obrigkeiten um die Machtverteilung zwischen weltlicher und geistlicher Macht. Im 18. Jahrhundert kam es soweit, dass die besseren Fürsten sich als aufgeklärte Könige und Fürsten zu beweisen hatten, und zwar gegenüber einer anwachsenden Schicht, die von den Franzosen die Bourgeoisie genannt wurde oder auch vor dem dritten Stand (Aristokratie, Klerus und Bourgeoisie). Wissen und rationalistisches Denken waren immer mehr gefragt.

Die Täufer dagegen, so behaupteten die Kommunisten wie Engels und Kautsky nicht zu Unrecht, waren Vorreiter, um auch die Stimme der Bauern und Arbeiter mit einzubeziehen. Die Behauptung der Täufer ging immer wieder davon aus, dass der Geist Gottes, der den Bibelleser zur Wahrheit führte, auch in den Nichttheologen wirken konnte. Wir müssen uns deshalb vor Augen halten, dass die Bibel für jedermann zugänglich war, und damit ein immer wichtigerer Faktor für die Reformationen war. Das heißt auch, dass die Erweckungsbewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts in Europa und Amerika auf ein verbreitetes Bibelwis-

sen und Lesen aufbauten. Es gab sogar Versuche, überkonfessionelle Gesellschaften zu gründen, um das Wort verbreiten zu können, wobei die britische Bibelgesellschaft den Anfang machte.

Wenn auch die Täufer nur Vorreiter waren, so geschah es bei der zweiten großen Reformation des Pietismus und der Erweckung, dass die Mennoniten Europas oft mitbeteiligt waren, oder davon neu erquickt wurden. Russlandmennoniten beteiligten sich auch an der neuen russischen Bibelgesellschaft (1813-26), ohne aber wichtige Rollen zu übernehmen, wie es die Quäker taten. Die Primarschulen, die in der Zeit entstanden, bezogen sich zuerst auf ein einfaches Programm: Bibelkenntnis durch Lesen, die nötige Grammatik dazu, und ein bisschen Mathematik für das wirtschaftliche Leben.

3. DIE SCHULEN - WIE DIE ANDEREN ODER TÄUFERISCH GEFÄRBT?

Wenn wir uns die Dorfschulen der Mennoniten in Russland ansehen, dann muss man eingestehen, dass sie lange Zeit auf einem Minimum beharrten. Der Lehrer war zu oft einer, der sonst nicht gut vorankam als Bauer, und Hofarbeit ging dem Studium vor, je nach Saison. Die wirtschaftliche Entwicklung, besonders unter Einfluss einiger führender Personen wie Johann Cornies und einiger russischer Bürokraten, verhalfen zum Aufbau der höheren Schulen, später sogar der technischen Schulen. Das führte langsam zur Weiterbildung der Lehrer. Russlandmennoniten gründeten ihr eigenes Lehrerseminar. Danach gingen die Lehrer für die höhere Schulbildung an die Universitäten Deutschlands. Es gab auch Versuche, den religiösen Teil des Unterrichts zu verbessern, aber da gibt es weniger Erfolgsmeldungen. Am Ende des 19. Jahrhunderts, so ein Geschichtler, gab es Lehrer mit Universitätsniveau, nur nicht im Fach Religion, wo es genügte, die gewählten Prediger hinzuzuziehen. Der kluge Student wusste dann auch, was eigentlich wichtig war.

Auch bei den Altmennoniten in Amerika war die Entwicklung nicht soviel sehr anders. Sie fingen auch mit einfachen Volksschulen an. Einige Lehrer, wie der bekannte Christopher Dock, entwickelten eine Methodik der Erziehung. Dem Kind sollte Liebe, aber auch Strenge gezeigt werden. Lesestoffe waren hauptsächlich die Bibel oder erbauliche christliche Literatur. Dabei waren die verbreiteten Schriften der Pietisten sehr nützlich. Mennoniten in Amerika mussten sich aber schon früher dem staatlichen Schulwesen fügen, als es die Russlandmenno-

niten mussten. Weil die demokratische Kultur es erlaubte, gründeten sie oft eigene Schulen. Auch beim Prozess der Verstaatlichung des Schulwesens schafften sie es immer wieder, die eigenen Schulen zu erhalten, obzwar mit Einschränkungen, da nach staatlichen Programmen unterrichtet wurde.

Es hatte sich dabei eine Tradition entwickelt, die großes Gewicht auf eine christliche Erziehung im Elternhaus legte. Familienandacht wurde immer wieder von der Kanzel empfohlen. Weil die Mennoniten so eine breite Beteiligung an der Verkündigung des Wortes und ein Mitspracherecht beim Bibelstudium erwarteten, war es für viele Eltern nicht so schwierig [im Vergleich zu anderen Konfessionen], eine Familienandacht zu halten und auch im Gespräch die Kinder über Glaubensfragen zu informieren. Gezielte Literatur ist mir nur aus dem letzten Teil des 19. Jahrhunderts bekannt, obzwar es im englischen Bereich Erbauliches für Kinder schon seit 1720 gab.

Wir wissen zumindest, dass die Mennoniten immer wieder dadurch auffielen, dass sie ihre Kinder schon früh im Elternhaus mit dem christlichen Glauben vertraut machten. Auch in der sowjetischen Zeit war dieses immer wieder eine Klage der atheistischen Propagandisten, sie kämen zu spät dran. Die Kinder hätten schon im Elternhaus das Vertrauen auf Gott gelernt.

Wahrscheinlich sind aus diesem Grunde die Sonntagsschulen eine späte Erscheinung gewesen. Die Sonntagsschule ist in England entstanden und in den USA am Anfang des 19. Jahrhunderts eingeführt worden, damit Arbeiterkinder in den neuen Slums ein bisschen Lesen und Schreiben und auch christliche Erziehung lernten. Erst in diesem Jahrhundert wurde die Sonntagsschule ein Hauptmittel zur christlichen Erziehung. So verließen sich auch die Eltern immer mehr auf den Sonntagsschullehrer. Deshalb denkt man bei der Frage der christlichen Erziehung heute zuallererst an die Sonntagsschule, danach an die speziellen Bibelschulen, besonders auch an die Ausbildungsstätten für Mitarbeiter sowie Prediger und Missionare. Ich will damit sagen, dass unser Kontext, eine moderne wissenschaftlich orientierte Welt, den Rahmen für unsere Überlegungen darstellt.

4. Phasen des Systematisierens und Befragens

Die meisten mennonitischen Konferenzen kamen erst nach 1880 zustande. Zuerst kamen die Ältesten und Prediger in regelmäßigen Abständen zusammen,

bald wurde Protokoll geführt und man fing an, Komitees für gewisse Aufgaben zu ernennen. Das Abschauen von anderen Kirchen und von den neuen Wohltätigkeitsgesellschaften kam von selbst, obzwar gewisse Mennoniten vorsichtiger in ihren Beziehungen zur christlichen Umwelt waren. Die Holländer hatten schon ein Jahrhundert vorher den Weg gezeigt, andere europäische Mennoniten kamen nur langsam vorwärts, sowohl organisatorisch als auch in der Erziehung. Die Russlandmennoniten dagegen waren im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts äußerst aktiv im Aufbau von Schulen und anderen Institutionen. Am Ende des 19. Jahrhunderts begann ähnliches unter den nordamerikanischen Mennoniten. Als die Russländer Mennoniten ab 1923 nach Kanada kamen, brachten sie einen starken Impuls zur Schulung und zum Strukturaufbau mit.

Es ist eine Entwicklung gewesen, die hineinpasste in die allgemeine Entwicklung der westlichen Welt. Damals hat man weniger gemerkt, welches die gemeinsamen Linien der Entwicklungen des Modernisierungsprozesses waren. Man meinte halt 'die Zeiten ändern sich und wir müssen uns ändern'. Spaltungen bei den Mennoniten sowie auch in anderen amerikanischen Kirchen, waren im Grunde oft nur unterschiedliche Auffassungen vom richtigen Tempo der Veränderungen.

Wenn wir von der allgemeinen Geschichte der protestantischen Kirchen in den USA ausgehen, sehen wir, dass in der Regel bald nach der Ansiedlung die Schulen kamen. Harvard, Yale und Princeton waren anfangs sehr einfach eingerichtet, mit ein oder zwei Lehrern, auf niedrigem Niveau. Die Bibliothek fand auf einem Brett Platz. In der Erweckungsbewegung teilten sich die Geister dann: die eine Seite betonte ein festes theologisches Fundament, um nicht vorschnell von den verschiedenen Strömungen vereinnahmt zu werden; die anderen versuchten, die erweckten Gemeinden mit geeigneten Pastoren zu versorgen, wozu es dann neuer Schulen bedurfte, so zum Beispiel das Oberlin College, die mit dem Namen Charles Finney lange verbunden waren.

Schritt für Schritt entwickelten sich diese neuen Schulen wie früher die anderen zu einem höheren Niveau. Als am Ende des 19. Jahrhunderts das apokalyptische Denken stärker propagiert wurde, kamen Männer wie A. P. Simpson und A. T. Pierson zur Geltung, die nun noch stärker zum Missionseinsatz aufriefen, damit alle Völker sein Wort hören sollten, so dass der Herr wiederkommen könnte. Die Zeit eilte. So waren sie der Meinung, dass die Missionare schnell mit dem Minimum an Kenntnissen und mit viel praktischen Anweisungen ausgebildet werden sollten. Anstatt vier oder fünf Jahre in einem theologischen Seminar oder an

der Universität zu studieren, sollten zwei Jahre ausreichen. Da die Zeit kurz war, durften Männer und Frauen lernen, um ausgesandt zu werden, in Missionsgebieten zu predigen und zu lehren. Für Hebräisch und Griechisch war keine Zeit, vielmehr sollten die Studenten gute Bibelkenntnisse durch viel Exegese bekommen, dazu noch die praktischen Anweisungen für Homiletik, Kinderschulung, usw. Theologie und Kirchengeschichte wurden schnell überflogen. Natürlich entstanden neue Gemeinden, bald hießen sie sogar Christian Missionary Alliance, also eine neue Denomination. Und die Missionsbibelschule erhob sich zum Theologischen Seminar der CMA, mit Master of Divinity und den üblichen Programmen.

Bei den nordamerikanischen Mennoniten verlief die Entwicklung der Schulen ähnlich, auch wenn das Tempo vielleicht langsamer war. Mennoniten, die aus dem Deutschen Reich gekommen waren, wünschten ein Predigerseminar. Wadsworth Seminary war ein Anfang, aber es blieb nicht lange. In Newton, Elkhart, und später auch in Hillsboro fingen sie mit Bibelinstituten an, die aber in den 1920er Jahren aufstiegen zu anerkannten Liberal Arts Colleges mit einer Abteilung für Bibel und Theologie. In diesem Prozess entstanden Spannungen, sogar harter Streit um die richtige theologische Linie.

Erst im letzten Jahrzehnt kann man den Streitigkeiten nachgehen, um besser verstehen zu können, warum so hart miteinander gerungen wurde. Die eine Seite meinte, durch eine strikte Doktrin und Parteinahme die Mennonitengemeinden zusammen mit den Fundamentalisten vom Abrutsch in einen unbegrenzten Modernismus abhalten zu können. Die sogenannten Liberalen setzten auf Erziehung, wobei die Kirche mitsprach bei Fragen, die die neuen Wissenschaften aufwarfen, was bewirkte dass die mennonitischen Schulen ein breites Programm anboten. Bei den Altmennoniten hat man lange gemeint, dass die Rettung dadurch kam, dass Harold S. Bender und andere Kollegen einen dritten Weg entdeckten - den Sonderweg der Täufergeschichte. Das Wiederentdecken der Vision der Täufer, aber angepasst an unseren Fragenkomplex der Zwischenkriegszeit, sollte bewirken, dass die Mennoniten nicht in dem amerikanischen Pluralismus aufgingen, sondern ihre Eigenart bewahrten. Heute fällt auf, wie wichtig dieser dritte Weg der Täufervision für einen wesentlichen Teil der führenden Schicht unter den Altmennoniten war. Wir, die Mennoniten aus Preußen und Russland, erlernten diese Denkweise etwas später, besonders durch die Wirkung des Bibelseminars in Elkhart und noch mehr durch den Einfluss von Mennonite Publishing House. Diese drei Wege (fundamentalistisch, liberal oder zurück-zu-

den-Täufern) waren aber alles denkbare Strategien, wodurch den Mennoniten geholfen wurde, sich durch kleine Schritte der Anpassung an die amerikanische Welt zurechtzufinden. Wir wissen aber auch, dass andere Mennoniten meinten, der bessere Weg sei, entweder dieser Welt in Richtung Süden zu entfliehen, wie viele der sogenannten Kanadiermennoniten es taten, oder sich aus dem Prozess der Modernisierung herauszuhalten wie die Amischen.

Jetzt aber stehen wir vor der Jahrhundertwende. Viele Stimmen meinen, es ist ungewiss, wie lange die Mennoniten noch bestehen können, und ob sie es überhaupt weiter versuchen sollten. Die Amischen werden zwar bewundert, aber sie gelten kaum noch als Modell, und bei den Kolonien in Südamerika sind wir jetzt auch wieder bei der Frage der Eingliederung in die Gesellschaft. Benders Vision, obzwar sie im vergangenen Jahr zum fünfzigjährigen Jubiläum gefeiert wurde, überspringt so viele Erlebnisse und Einflüsse in der Zwischenzeit, und war ohnehin zu wählerisch in dem, was als normativ täuferisch angesehen wurde, dass es nicht genügt, sich auf sie zu beziehen. So sind wir bewusst wieder auf der Suche nach Aufgabe und Identität.

5. Amerikaner befragen ihr Ausbildungsstreben

Schon in den sechziger Jahren gab es eine Reihe von Konferenzen zum Thema christliche und mennonitische Erziehung. Geleitet vom Council of Mennonite Colleges, versammelten sich Wissenschaftler aus vielen Bereichen. Zwischen 1942 und 1967 wurden 16 Tagungen abgehalten mit einschließlich 165 Referaten. Diese Referate erschienen als gedruckte Jahreshefte. Einige der Themen waren folgende: Die Täufer und die Mennoniten von heute; Veränderungen in der mennonitischen Gemeinschaft; Die Familie im Vergleich zu allgemeinen Trends; Außeneinflüsse auf die Mennoniten; Mennonitische Dienstprogramme analysiert. Über dreißig Referate bezogen sich auf das Thema „Erziehung in den Schulen“. Man wollte wissen, was ein Austauschprogramm mit Ländern in Übersee gebracht hatte, ob es die Collegestudenten wirklich für den Missionsdienst vorbereitete.

Obzwar diese Tagungen nach 1967 nicht mehr in der Weise durchgeführt wurden, wurde immer wieder nach den Ergebnissen unserer Erziehungsbemühungen gefragt. Ich will nur einige Beispiele hervorheben. Zwei Konferenzen sind im letzten Jahrzehnt durchgeführt worden, wo die Schulen (Colleges und Seminare) zusammen mit Vertretern vom MCC und den Missionskomitees sich Gedanken

machten, wie man besser daran arbeiten könne, dass gute Schulbildung auch wirklich mit den Aktivitäten der Missionen und des MCC zusammenkäme. Auch wurden zwei große systematische Befragungen bei einem repräsentativen Teil der Mennoniten durchgeführt. Ein erster Bericht erschien im Jahre 1975, ein zweiter 1991. Unsere Soziologen erdachten sich genug Fragen um herauszufinden, ob zum Beispiel Mennoniten in der Stadt, mehr täuferisch dachten und handelten als Mennoniten auf dem Land oder umgekehrt, wie man vermutete. Solche, die besser gebildet und kirchlich aktiv waren, das kam dabei heraus, hatten einen festeren täuferischen Stand als diejenigen, die nicht so hohe Bildung hatten. Das heißt, Weiterbildung oder auch die Urbanisierung führten nicht unbedingt zur Verwässerung des Glaubens.

Neulich führte auch Victor Stoltzfuss, Präsident des Goshen College, eine Vergleichsstudie durch. Er konnte feststellen, dass Studenten aus den kirchlichen Schulen (wie Goshen College) eine durchschnittlich bessere höhere Ausbildung erhielten. Immer wieder wurde ihm gesagt, dass eine Schule gerade dann einen Fehler begangen habe, als die Leitung nicht mehr unter kirchlicher Obhut stand. Auch fand ein bedeutenderer Anteil der Absolventen einer kirchlichen Hochschule den Weg in den christlichen Dienst, auch ins Ausland, im Vergleich zu christlichen Studenten, die an einer staatlichen Universität studierten.

Solche wissenschaftlichen Resultate machen Mut zur christlichen Erziehung. Wir hätten auch untersuchen können, wie weit die vielen mennonitischen Schulen auf Primar- und Sekundarebene mitgewirkt haben, nicht nur um die Kinder im Glauben zu unterrichten und sie beim Kennenlernen der Welt zu begleiten, sondern auch darin, ob solche in größerer Prozentzahl aktive Mitglieder einer Gemeinde oder sogar im Sonderdienst eingesetzt wurden. Bei der Beteiligung der Mennoniten an der Weltmission müssen wir aber ein bemerkbares Nachlassen feststellen. Befragungen bei Studenten in unseren theologischen Hochschulen zeigen dass sie wenig Interesse an persönlichem Einsatz in einer anderen Kultur haben, kaum für neue evangelistische Versuche in einer Innenstadt bereit sind, und als Pastor viel mehr Zeit für Predigt und Seelsorge als für andere wünschenswerte Aufgaben haben wollten. Das Missionsdenken lag bei solchen Befragungen auf dem 20. Platz.

In den Bereichen, wo Mennoniten heutzutage missionarisch tätig sind, wird aber immer mehr Ausbildung verlangt. Nicht nur ein Beruf ist wichtig, oft sollte er verbunden sein mit einer theologischen Ausbildung, die dabei helfen kann, mit den schwerwiegenden Fragen der Gerechtigkeit bewusster umzugehen. Wenn

man die Gespräche im Kreise der Missionsleiter anhört, wird deutlich, dass wir uns in einer Krise befinden. Wie erreichen wir ein größeres Interesse an den Problemen der Menschheit in dieser Welt? Wie erreichen wir eine neue Opferbereitschaft für ein sinnvolles Leben im Dienst, wo die Fragen immer komplizierter zu sein scheinen? Ich meine, wir haben es zugleich mit Umkehr und Erziehung zu tun.

6. AUS EINER LEBENDIGEN TRADITION LEBEN

Ich komme aus einer Welt, die bekanntlich zukunftsorientiert ist. „Das Alte ist schon uninteressant, zeige mir etwas Neues“. Schöpferisches Denken entwickelt Ideen für die Zukunft. Trotzdem melden sich eine Reihe von Stimmen, nicht nur von Historikern, sondern auch von Soziologen, die das amerikanische Volk warnen, nicht sein Gedächtnis zu verlieren. Wenn ein Volk nicht weiß, woher es kommt, wie soll es zu einem Wohin finden?

Deshalb möchte ich noch einige Fragen aufwerfen, die uns anleiten sollen, wie wir besser als bis jetzt aus einer lebendigen Tradition leben könnten. Eine lebendige Tradition verharrt nicht in alten Epochen, aber sie erkennt die Erfahrungen und Verpflichtungen, die aus unserer Vergangenheit entstanden sind, und sucht verantwortungsvolle Wege für die Zukunft.

Eine erste wichtige Frage wäre: Wie stehen die Mennoniten zur gesamten Kirchengeschichte? Schaut man die Aufsätze zum Thema Historiographie im neuen Band der Mennonite Encyclopedia nach, so lautet die Antwort, dass die Täufer und noch mehr die Mennoniten der Kirchengeschichte wenig Raum gaben. Täuferführer wie Menno Simons sprachen von der Kirchengeschichte und meinten, im Mittelalter sei die Kirche vom richtigen Weg abgekommen, deshalb beriefen sie sich auf eine Rückkehr zu den Anfängen. Menno zitierte Texte aus der Kirchengeschichte des Eusebius, die aber mit der Bekehrung des Kaisers Konstantin im Jahre 313 abschlossen. Es gab auch im Reformationszeitalter kaum gute Kirchengeschichtsbücher, die den ganzen Ablauf schilderten. Eigentlich war die Reformation eine Herausforderung, die zur Befragung der Kirchengeschichte und zum Aufsuchen von Quellen führte. Bis zu diesem Jahrhundert war das Ergebnis eine sehr konfessionsorientierte Geschichte, die es nicht besonders genau mit der Wahrheit über die anderen nahm.

Aus diesem Kontext heraus entstand dann ein Befragen der Vergangenheit bei den Mennoniten, das man historisches Denken nannte, das aber vielmehr ein a-historisches theologisches Denken war. Wenn Sie sich unsere wichtigen wegweisenden Bücher über Theologie, Ethik und Erziehung ansehen, erkennt man gewöhnlich ein vereinfachtes Schema: Die Urkirche (gemeint ist nur das, was wir im Neuen Testament herauslesen können), die Täuferbewegung (meistens begrenzt auf schriftliche Aussagen einer kurzen Liste von Theologen und weniger, was die Gemeinden lebten) und drittens unsere Lage heute. Solch eine Denkweise (Urkirche, Täufer und Jetzt) hat man auch als eine Theologie der Anfänge bezeichnet. Auch andere protestantische Kirchen machen es ähnlich, indem sie die Bibel und die Gründer der lutherischen oder andere Kirchen befragen und das Ergebnis in den neuen Kontext von heute einsetzen. Natürlich ist solch eine Denkweise besser als so zu tun, als ob die Heilige Schrift immer irgendwo auf gleiche Weise Antwort gäbe.

Bei der Frage der Erziehung aber ist es viel wichtiger zu erkennen, wie die Christen sich auf die Dauer verhielten, vorausgesetzt sie hatten einen guten Anfang. Dabei entdecken wir die Probleme und Fehler, die unsere Vorfahren im Glauben begangen haben und deren Versuche sie zu bewältigen. Wenn wir die Worte Christi ernst nehmen, als er den Jüngern den Heiligen Geist als Wegweiser und Kraft versprach, dann sollten wir immer wieder in der Kirchengeschichte suchen, wie der Heilige Geist Menschen zu neuen Erkenntnissen brachte oder sie zu einer wahren Gemeinde Christi zurückführte. Deshalb muss es heißen, dass wir aus einer lebendigen Tradition leben, indem wir uns die ganze Kirchengeschichte zu eigen machen. So sollten wir auch nach den Märtyrern fragen, die außerhalb des römischen Reichs verkündigt haben und dabei umgekommen sind wie in Persien, Indien und China. Oder auch, dass wir uns mit den Methoden der Erziehung in China befassen, nachdem die Missionare vertrieben wurden, wo aber trotzdem eine Gemeinde heranwuchs, weil viele kleine Hauskreise entstanden waren.

Zweitens: Wie arbeiten wir aus dem Täuferum eine systematische Theologie heraus, so wie es die anderen getan haben? In letzter Zeit wird immer mehr nach einer Täufertheologie gefragt. Gewisse Merkmale der Täufer, die sofort genannt werden, sind der Gemeindebegriff (Ekklesiologie), eine Christologie, die mehr Wert auf das Sagen und Tun Jesu Christi legt als auf seine Heilslehre und daraus ergibt sich dann auch die Wehrlosigkeitslehre. Bei der Frage nach der Täufertheologie will es oft so scheinen, als ob wir mit einer Systematik genau so

umgehen wie es die katholischen oder protestantischen Theologen tun, nur mit anderen Sonderthemen. Solcher Versuchung erliegen wir besonders dann, wenn es sich um ein ökumenisches Gespräch handelt. Nur bei den Täufern ging es oft gar nicht um Dogmen, sondern um Geist und Sinn. Arnold Snyder hat neulich gemeint, es wäre vielleicht zutreffender, wenn wir von einer Spiritualität oder Geistlichkeit der Theologie sprechen würden. Ich nenne diesen Unterschied beim Zugang zum Gedankengut der Täufer, weil es auch die Art und Weise unserer Erziehung bestimmen könnte. Ein wesentlicher Unterschied zwischen den Täufern und anderen Reformatoren kann schnell überbetont werden, so z.B. das Ausleben des Glaubens. Der andere glaubte vielleicht das Gleiche, war aber nicht bereit, es in die Tat umzusetzen.

7. Fragen an die Mennonitengeschichte stellen

Es gibt viele Fragen an die 470-jährige Geschichte der Mennoniten. Leider gibt es noch zu viel, was wir aus dieser Geschichte noch nicht wissen. Die theologischen Entwicklungen in Preußen zum Beispiel, die so wichtig sind, um den russlandmennonitischen Anfang zu verstehen, werden erst jetzt durch Artikel von John Friesen klargelegt. Hervorzuheben sind auch die Arbeiten von Voolstra über die niederländischen Entwicklungen zur gleichen Zeit. Ich nenne deshalb nur die Fragen, die ich an unsere Geschichte stellen möchte.

Es gab schon Formen des Dorflebens, auch organisierte Bruderhilfe wie Waisenamt und Feuerwehr in Preußen. Aber in den ersten 120 Jahren ihres Aufenthaltes in Russland bauten die Mennoniten ein Koloniewesen auf, dessen Zivilverwaltung durch einen Oberschulzen und dessen geistliche Betreuung durch ein Ältestensystem geleitet wurde. Als die ersten Auswanderungen nach Kanada kamen, kam auch diese Koloniewelt von Wirtschaft und Glauben mit. In Kanada bestand dieses System nur einige Jahre, dann wurde Wirtschaft stärker individualistisch und in die kanadische Wirtschaft eingegliedert, obzwar wir eigene Sparkassen, Sozialeinrichtungen und besonders die Privatschulen weiter behielten. Für die ersten Auswanderer nach Paraguay war eigentlich diese Koloniewelt das Mittel, um sich von der Welt fernzuhalten. Die südamerikanischen Kolonien, die bis heute bestehen, sind schon anders, sie werden oft auch stärker von Rochdales Kooperationsidee getragen, als es in Russland der Fall war. Andere Kolonien in Mexiko und Bolivien stellen zuerst eine verschlossene Welt dar. Die Frage wäre: Inwieweit sind die Erfahrungen in Russland, Kanada, Mexiko und

Paraguay dienlich, um sagen zu können, dass eine gesunde Spannung zwischen Missionsdenken oder Offenheit für neue Menschen und der Sorge um eine reine Gemeinde oder wenigstens um eine Gemeinde, die es mit dem ethischen Leben ernst meint, sinnvoll und zweckmäßig ist. Ich kann mir da einen langen Abend der Diskussionen vorstellen - trotzdem meine ich, muss diese Frage immer wieder gestellt werden. Wir haben ja auch ein sowjetisches Beispiel, wo plötzlich alles vernichtet wurde.

Anschließend stellen wir uns die Frage, wie wir mit einer Theologie des Leidens umgehen können, wie es die Täufer lernten, und wie die gesamte Kirchengeschichte es auch immer wieder musste, oder ob wir mehr von einer Theologie der Sicherheit ausgehen? In welchem Sinne wird in unseren Schulen gelehrt? Zu oft stelle ich in meinen Kreisen fest, dass das Thema „Leiden“ schon wieder aus dem Rahmen verdrängt wurde, damit unser Angebot schmackhafter sei.

Eine dritte Frage, die mit unserm Erziehungsthema verbunden ist, hat mit der Leitung der Gemeinden zu tun: Ist es besser, eine Gemeinde mit Laienpredigern zu haben, die ihr Brot anders verdienen, oder verlangt die jetzige Welt ausgebildete Pastoren, die fachgerecht arbeiten? Wo passen die Lehrer hinein? Sind wir auch auf dem Weg zur Führung durch die Magister oder Doktoren? Das heißt, worauf legen wir jetzt das Hauptgewicht in der Predigerausbildung?

SCHLUSSFRAGE: IST DER AUFRUF ZUR UMKEHR IMMER NOCH AKTUELL?

Was will ich damit sagen? So oft hört man, dass das Gemeindeleben zu sehr verflacht sei, dass man es mit der Sache nicht ernst meine, dass wir uns genau so zufrieden geben mit der klassischen Ausrede, dass wir zu viel zu tun haben, wie es die anderen Kirchen tun. Und dann kommt die Bemerkung 'Was uns fehlt ist eine neue tiefgreifende Erweckung'.

Aus unserer Geschichte wissen wir, wie oft Erweckungen gekommen sind, und auch wie oft sie dann nicht zufriedenstellend beurteilt wurden. Entweder führten sie zu Spaltungen und wir hörten auf mit der anderen Seite zu reden, und auch zu beten. Oder es kam bald eine Überheblichkeit und sogar wieder ein legalistisches Denken zum Vorschein.

Muss daraus aber geschlussfolgert werden, dass Umkehr, Buße und Wiedergeburt nicht zu betonen sind? Wenn wir da unsere Geschichte befragen, sehen wir

auch wieder, wie schnell wir auf ein allzu tolerantes Verhalten abgleiten können, und wir hören den Ruf, wie es schon die Athener taten, dass uns die Ohren immer wieder nach neuen Ideen juckten, die uns dann aufregten.

Daraus schlussfolgerte ich, dass Umkehr und Erziehung nicht in eine Gegenüberstellung gehören, sondern dass sie immer zwei Hauptbetonungen sind, die einander ergänzen müssen. Deshalb wurden immer gleich nach dem Beginn einer Mission Schulen aufgebaut. Das Bibelwort musste so schnell wie möglich in die Umgangssprache übersetzt werden, damit die bekehrten Christen nicht nur Milch, sondern wie Erwachsene auch Fleisch zur Nahrung bekamen, wie der Apostel Paulus es so anschaulich gesagt hat. Wie oft habt ihr vielleicht gerade das passende Wort gefunden, als ihr euch vor einem schweren Problem fandet. Diese Eingebung kam von Gott. Und je mehr wir mit der Geschichte der Mennoniten sowie auch mit der des allgemeinen Christentums leben werden, je mehr werden uns diese Momente an frühere Gelegenheiten erinnern, wo ein Abraham oder Jakob ganz leer vor Gott stehen musste und dennoch Gottes Antwort fand. Oder denken wir an Joseph, der nach einigem Nachsinnen erkannt hatte, dass er die Geschichte falsch verstanden habe. Es war ja gar nicht, dass ihr Brüder mich gnadenlos verkauft habt, vielmehr, dass „um eures Lebens Willen hat mich Gott vor euch gesandt.“ 1 Mose 45, 5 u. 7.